

*Sonderdruck aus:*

# Deutsche Sprache

34. Jahrgang 2006

**ERICH SCHMIDT VERLAG**

Dietrich Busse

## SPRACHNORM, SPRACHVARIATION, SPRACHWANDEL

## Überlegungen zu einigen Problemen der sprachwissenschaftlichen Beschreibung des Deutschen im Verhältnis zu seinen Erscheinungsformen

## Abstract

Der Aufsatz befasst sich mit einigen Aspekten und vor allem Problemen, die sich aus dem Wechselverhältnis zwischen den drei wichtigsten sprachwissenschaftlichen Beschreibungsebenen ergeben, der synchronen Erforschung der Sprache an sich bzw. der Sprachnorm, der Untersuchung der Sprachvariation und der Untersuchung des Sprachwandels. Diese drei Ebenen hängen enger zusammen, als es manche vermuten. Grob gesprochen handelt es sich um die Problematik des Verhältnisses zwischen dem Deutschen und seinen zahlreichen konkreten Realisierungs- oder Erscheinungsformen. Mit „dem Deutschen“ ist üblicherweise das System der heutigen neuhochdeutschen Standardsprache gemeint, wie es Grundlage der Sprachbeschreibung in den gängigen Grammatiken, Wörterbüchern und Schulbüchern ist. Die „Erscheinungsformen“ sind sowohl *synchrone*, also heutzutage verwendete Sprachvarianten des Deutschen aber durchaus auch die verschiedenen *diachronen* (historischen) Sprachstufen des Deutschen. In der Abhandlung wird zunächst das Verhältnis von *Sprache* und der *Sprachnorm* näher betrachtet, sodann auf die Wechselwirkungen zwischen der Sprachnorm und den *Erscheinungsformen* des Deutschen eingegangen, und zwar sowohl den synchronen Varietäten als auch unter dem Aspekt des *Sprachwandels*, um schließlich einige Schlussfolgerungen aus den hier vorgestellten Beobachtungen zu ziehen.

This article is concerned with some aspects of, and above all problems arising from, the interrelationship between the three most important levels of linguistic description: the synchronic study of language per se and/or of linguistic norms, the investigation of linguistic variation and the investigation of language change. These three levels are more closely connected than some people assume. Roughly speaking the problem is one of the relationship between German and its numerous concrete realisations or manifestations. "German" usually means the system of the modern New High German standard language, which is the basis of the linguistic description in the grammars, dictionaries and school books in common use. The "manifestations" are both synchronic, i.e. current variants of the German language, but also the different diachronic (historical) stages in the development of German. The article deals first with the relationship between *language* and *linguistic norm*, then looks at the reciprocal effects between the linguistic norm and the *manifestations* of German, both the synchronic varieties and under the aspect of *language change*, and finally draws some conclusions from the observations presented here.

## 1. Vorbemerkungen

Die nachstehenden Überlegungen sollen sich mit einigen Aspekten und vor allem Problemen beschäftigen, die sich aus dem Wechselverhältnis zwischen den drei wichtigsten sprachwissenschaftlichen Beschreibungsebenen ergeben, der synchronen Erforschung der Sprache an sich bzw. Sprachnorm, der Untersuchung der Sprachvariation und schließlich derjenigen des Sprachwandels bzw. der Sprachgeschichte. Diese drei Ebenen hängen – so glaube ich – enger zusammen, als es mancher heutige Sprachwissenschaftler zu meinen scheint. Grob gesprochen handelt es sich um die Problematik des Verhältnisses zwischen dem Deutschen und seinen zahlreichen konkreten Realisierungs- oder Erscheinungsformen. Mit „dem Deutschen“ meine ich hier, entsprechend der auch außerlinguistisch üblichen Ausdrucksweise, das System der heutigen neuhochdeutschen Stan-

dardsprache, wie es Grundlage der Sprachbeschreibung in den gängigen Grammatiken, Wörterbüchern und Schulbüchern ist. Die „Erscheinungsformen“ sind sowohl *synchrone*, also jetzt verwendete Sprachvarianten, wie z.B. Dialekte, Soziolekte, Fachsprachen (d.h. die sog. „Varietäten“, aber nicht nur diese!); als Erscheinungsformen des Deutschen kann man aber durchaus auch die verschiedenen *diachronen* (historischen) Sprachstufen des Deutschen bezeichnen, vor allem auch deswegen, weil sie z.T. auch heute noch – wenigstens rezeptiver – Bestandteil des Sprachlebens sind oder zumindest sein können. Ich möchte in dieser Abhandlung zunächst das Verhältnis von *Sprache* und der (in Grammatiken, Lehr- und Wörterbüchern kodifizierten) *Sprachnorm* näher betrachten, mich sodann den Wechselwirkungen zwischen der Sprachnorm und den *Erscheinungsformen* des Deutschen widmen, und zwar sowohl den synchronen Varietäten als auch unter dem Aspekt des *Sprachwandels*, und schließlich einige Schlussfolgerungen aus den hier vorgestellten Beobachtungen ziehen.

## 2. Sprache und Sprachnorm

Zunächst zum Verhältnis von *Sprache* und *Sprachnorm*. Hinter dem Verhältnis dieser beiden Begriffe zueinander verbirgt sich eines der wichtigsten Grundprobleme der systematischen Sprachwissenschaft. Wir leben heute in einer Zeit, in der (nach kurzen „Irritationen“ in den siebziger Jahren durch Soziolinguistik und Pragmatik) offenbar wieder ein Großteil derjenigen Linguisten, die sich mit der systematischen Erforschung der deutschen Gegenwartssprache beschäftigen (also mit synchroner Phonologie, Morphologie, Syntax usw.) der stillschweigenden Auffassung ist, dass die Problematik der Sprachnorm und ihrer Abgrenzung und Festsetzung in der Linguistik keinerlei Berücksichtigung zu finden braucht. Die Frage, was das Sprachsystem des heutigen Standarddeutsch ist, welche sprachlichen Erscheinungen dazugehören und welche nicht, bedarf – so lässt es die Forschungsliteratur erscheinen – offenbar keinerlei Überlegungen mehr (und zwar weder konkreter, noch theoretischer Überlegungen).

Gegenüber einer solchen unreflektierten Grundhaltung sollte daran erinnert werden, dass die Basis des zu beschreibenden Sprachsystems, z.B. in einer Grammatik des heutigen Standarddeutsch, stets eine bestimmte *Sprachnorm* ist, die nicht nur sehr spezifische sprachhistorische Wurzeln hat, sondern auch synchron eine Vielzahl von sprachlichen Erscheinungsformen als nicht zu ihrem Geltungsbereich gehörig ausgrenzt. Zwar ist es schwer, im Einzelfall genauer zu bestimmen, was die Sprachnorm (z.B. der neuhochdeutschen Standardsprache) ist, welche Erscheinungen (noch) zu ihr gehören und welche nicht (mehr), doch ist es notwendig, das Problem der Sprachnorm (und damit auch den Begriff der Sprachnorm selbst) auch in der sprachsystematischen Detailarbeit (z.B. in der Morphologie und der Syntax) bewusst zu halten, weil nur dann problematische Hypostasierungen von Einzelbeobachtungen und falsche Ausgrenzungen von abweichenden Sprachphänomenen unterbunden werden können.

Zum Verhältnis von Sprachsystem und Sprachnorm hat Coseriu (1970) recht einleuchtende Überlegungen angestellt, so dass ich mich hierzu auf wenige Aspekte beschränken kann:

(1) Im Verhältnis zwischen den sich aus der systematischen Anwendung aller sprachlichen Regeln insgesamt ergebenden Möglichkeiten stellt die konkrete, historisch als Standardsprache einer bestimmten Epoche gegebene und teilweise (in Grammatiken und Wörterbüchern) kodifizierte Sprachnorm einen einschränkenden Ausschnitt dar. Andererseits kann die Sprachnorm aber auch als „weiter“ als das System (als über es hinausgehend) aufgefasst werden, da sie Elemente enthält, die von den grundlegenden Regeln des Systems nicht immer erfasst werden. Das Verhältnis von Sprache (Sprachsystem) und Sprachnorm wird besonders kenntlich im Verhältnis zwischen dem sog. „Standardfall“ eines Sprachphänomens (z.B. einer syntaktischen oder morphologischen Regel) und den sog. „abweichenden“, vulgo auch „Ausnahmefällen“. (Vom Begriff des ‘Standard-’ oder ‘Normalfalls’ wird gerade in der jüngeren Grammatikforschung zum Deutschen recht reichhaltig Gebrauch gemacht.) Die Bestimmung dessen, was angesichts einer vorliegenden Mehrzahl von sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten für eine gegebene Funktion als der ‘Normalfall’ angesehen werden soll und was nicht, ist in der Regel nicht gerade einfach und basiert – da in der Linguistik mit Statistiken nicht (oder kaum, weil wenig sinnvoll) gearbeitet wird und werden kann – meist auf nicht unproblematischen (häufig intuitiven) Entscheidungen der Wissenschaftler.

(2) Verschärft wird das Problem der unsicheren Urteilsbasis dort, wo es nicht nur *innerhalb* der angenommenen Sprachnorm um das Verhältnis von Standardfall (also zugrundegelegter Regel) und Abweichung geht, sondern um die Abgrenzung von Norm und nicht mehr zur Norm Gehörigem. Für diese Art von Entscheidungen wird gerne der Begriff der „Grammatikalität“ verwendet. Es heißt dann: eine bestimmte sprachliche Ausdrucksform sei „grammatisch“, eine andere „ungrammatisch“. Die übliche Verwendungsweise dieser Beurteilungstermini scheint zu verdecken, dass diese, indem sie auf „die Grammatik“ und die Grenzen ihrer Regeln verweisen, stets (explizit oder implizit) auf eine *bestimmte* Grammatik Bezug nehmen. Der Begriff „Grammatik“ kann hier aber (wenn es um die Abgrenzung von Regelfall und Abweichungen geht) nur im Sinne eines konkreten Produkts sprachwissenschaftlicher Beschreibungstätigkeit verstanden werden (ob es nun als ein Buch zusammengefasst ist oder nicht). Da einem solchen Produkt konkurrierende Beschreibungsentwürfe (also konkurrierende Grammatiken oder abweichende Regelbeschreibungen) entgegenstehen können, ist wieder die Frage nach der Urteilsbasis aufgeworfen, nach der eine Entscheidung zwischen solchen verschiedenen Entwürfen begründet werden kann. Dass hier neben einer Extrapolation aus den (stets beschränkten) empirischen Beobachtungen letztlich die Intuition, d.h. die Sprachbeherrschung der einzelnen Wissenschaftler wirksam wird, ist häufig hervorgehoben worden; und das muss – wenn diese Intuition und die hinter ihr stehende Sprachkompetenz ordentlich ausgebildet ist – ja auch nicht unbedingt schlecht sein oder zu falschen Ergebnissen führen.

Die Grenzen eines solchen Verfahrens aber (und damit die Problematik der Abgrenzung von Sprachnorm und Abweichungen) zeigen sich dort, wo es um die Einstufung von Zweifelsfällen geht. Vergleicht man die folgenden Beispiele:

- (1) *Spritzung*    (3) *Verstummung*    (5) *Erkämpfung*    (7) *Fällung*    (9) *Reifung*  
 (2) *Erblassung*    (4) *Erweckung*    (6) *Erbblindung*    (8) *Faulung*    (10) *Gesundung*

dann findet man dort Fälle der Wortbildung (Derivation) mit dem Ableitungssuffix *-ung*, die in einer jüngeren Forschungsarbeit mit einem Sternchen (\*) markiert worden sind (ob dies für „ungrammatisch“ oder „unüblich“ stehen soll, hat der Verfasser leider offen gelassen; beides schwimmt aber – bezeichnenderweise – in dieser Arbeit ineinander). Jeder Sprecher des Deutschen (ob als Linguist oder nicht) kann mit seiner eigenen Intuition prüfen, ob er dem („Grammatikalitäts“-)Urteil des Verfassers zustimmen würde.

Übrigens ergibt sich die Ablehnung dieser Wortbildungen durch den Verfasser der erwähnten Arbeit durch Anwendung einer von ihm als gültig angenommenen grammatischen Regel bzw. Regelbeschreibung, wonach eine „allgemeine Ableitungswidrigkeit von *-ung* zu durativen sowie zu punktuellen und iterativen Verbalbasen“ bestehen soll. Ich möchte diese Hypothese hier unkommentiert lassen und verweise stattdessen auf die Belege (11) und (12), die dieser Regel zu widersprechen scheinen:

(11) aus einem neuen Gedicht

(12) aus einem Kinderbuch:

(Gedichtanfang):

*Wird Zeit. Gähnung  
 drei Kreuze schwer  
 natürlich daneben  
 nochmal dasselbe.*

*Tolle Hüpfung, sagte der kleine Hase.*

Besonders hübsch ist der Beleg Nr. (12), der gleich gegen mehrere in der erwähnten Arbeit angenommene Wortbildungsregeln zugleich zu verstoßen scheint: (a) Die Basis ist punktuell, (b) sie ist nominal, nicht verbal, (c) es liegt eine Kombination zweier nach der Norm inkompatibler Suffixe vor. Der Kontrast zwischen den Beispielen (1) - (10) und (11) - (12) wirft wieder die Frage nach den Grenzen der grammatischen Regeln auf, die ich hier als Grenzen der Sprachnorm auffassen möchte. Und diese Frage verweist auf einen weiteren Aspekt der Normproblematik, auf den ich etwas ausführlicher eingehen möchte.

(3) Die Existenz einer Sprachnorm setzt die Existenz einer sprachnormativen Grundhaltung in einer Sprachgemeinschaft voraus. Man kann wohl als gesichert annehmen, dass im Unterschied etwa zu sich selbsttätig im sozialen Prozess des alltäglichen sprachlichen Verkehrs herausbildenden sprachlichen Regeln (etwa in einem Ortsdialekt oder der Umgangssprache einer Berufsgruppe) das Entstehen der Norm einer überregionalen und multifunktionalen Standardsprache nicht ohne das Einwirken explizit normierender Tätigkeit gedacht werden kann. Sprachnormierung und Entstehung der „Leitvarietät“ (auch dies übrigens ein normativer Begriff) gehen Hand in Hand, wie die Geschichte des Entstehens der neuhochdeutschen Standardsprache zeigt. Die einem solchen Prozess zugrundeliegende sprachnormative Grundhaltung ist aber keineswegs eine kulturhistorische Selbstverständlichkeit, sondern beruht auf bestimmten Einstellungen zur Sprache, die von Polenz (1991, S. 12) in seiner „Sprachgeschichte“ als „sprachideologische Hal-

tung“ bezeichnet hat. In unserem Zusammenhang sind vor allem folgende (hier in Ergänzung der Charakterisierungen bei von Polenz formulierten) Grundhaltungen interessant: (1) Das *Prinzip der sprachlichen Korrektheit*, (2) Das *Prinzip der systematischen Konsequenz*. Beide Prinzipien sind Merkmale sprachnormativer Haltungen, denen starke Idealisierungen des Sprachgebrauchs zugrunde liegen, nicht aber Haltungen, die für die normalen, durchschnittlichen Sprecher des Deutschen im alltäglichen Sprachverkehr durchweg ausschlaggebend wären.

Ein Gedanke wie derjenige der *sprachlichen Korrektheit*, der dann zur Verwendung von Urteilsprädikaten wie „falsch“ und „richtig“ führt, ist der wesentliche Kern jeder sprachnormativen Grundhaltung und damit jeder etablierten Sprachnorm. Insofern eine Grammatik die jeweils gültige Fassung der Sprachnorm expliziert, muss sie notwendig mit Urteilen wie „richtig“ oder „falsch“ operieren. Wie problematisch das manchmal sein kann, zeigen die o.g. Beispiele angeblicher 'Ungrammatikalität'. Will man beim Aufbau einer solchen Grammatik konsequent sein, muss man tatsächlich im Sprachgebrauch produzierte Belege wie oben (11) und (12) als „falsch“ markieren, was dann aber die empirische Basis der grammatischen Beschreibung in Frage stellen würde. Offen bliebe dann, welche reale Basis die Grammatik dann noch hat, wenn empirisch vorfindliche Belege, wegen Widerspruchs zu ihren Regeln, aus ihrem Geltungsbereich ausgeschlossen werden. Grammatik wird dann zu einem Ausschließungsmechanismus, bei dem man sich fragt: wohin mit dem ausgeschlossenen Rest?

Ähnlich problematisch ist das zweite Prinzip, der *Gedanke der systematischen Konsequenz*. Damit ist der keineswegs selbstverständliche Gedanke gemeint, die Sprachverwender müssten (unabhängig davon, ob eine übergeordnete Norm existiert) wenigstens innerhalb ihrer eigenen Sprachproduktion konsistent und konsequent bleiben und etwa eine bestimmte sprachliche Form durchgängig und immer benutzen, und nicht etwa einmal die eine und ein andermal die andere konkurrierende Form. Aus älteren Sprachstufen des Deutschen (besonders etwa aus dem Frühneuhochdeutschen) ist aber bekannt, dass die einzelnen Sprachbenutzer – etwa in der Rechtschreibung – dieses Prinzip wohl überhaupt noch nicht kannten, es jedenfalls nicht beachteten. (Möglicherweise mussten als Voraussetzung für das Akzeptieren und regelmäßige Befolgen dieses Prinzips erst bestimmte kulturhistorische/mentalitätsgeschichtliche Entwicklungen stattgefunden haben, z.B. hier die Ausbildung einer bestimmten Auffassung bzw. Form von Ich-Identität.)

Es gibt jedoch auch gute Gründe für die Vermutung, dass der Gedanke der systematischen Konsequenz dem natürlichen Sprachgebrauch, der sich am ehesten im mündlichen Sprachverhalten des Alltagslebens manifestiert, grundsätzlich mehr oder weniger fremd ist. Dass er im Alltagsdeutsch tatsächlich noch relativ stark wirksam wird, ist m.E. auf die hierzulande auch im Alltagsleben noch stark durchschlagende Tendenz zur Befolgung sprachnormativer Grundhaltungen zurückzuführen (wie etwa jüngst die heftige Diskussion zur Rechtschreibreform gezeigt hat.) (Ein Blick ins Nachbarland Frankreich zeigt, dass dort die Diskrepanz zwischen normativer Schriftsprache und Alltagssprache der nicht normativ orientierten Sprachbenutzer noch etwas krasser ausfällt als hierzulande.) Wenn man etwa die unter (13) bis (20) notierten üblichen Abweichungen mündlicher Realisierungen von der schriftsprachlichen Norm betrachtet (etwa 13 a/b; 14 a/b):

schriftsprachlich:	sprechsprachlich:
(13a) <i>ist</i>	(13b) <i>iss</i>
(14a) <i>nicht</i>	(14b) <i>nich</i>
(15a) <i>das</i>	(15b) <i>des</i>
(16a) <i>so ein Café</i>	(16b) <i>son Café</i>
(17a) <i>mit so einer Gruppe</i>	(17b) <i>mit soner Gruppe</i>
(18a) <i>in so einen Keller</i>	(18b) <i>in sonen Keller</i>
(19a) <i>in der/einer Gruppe</i>	(19b) <i>inner Gruppe</i>
(20a) Aussprache-Differenz /s/ - /z/ [Soße = /zo:se/ ]	(20b) keine Unterscheidung (nur /s/) in einigen Regionen (z.B. schwäb.) [Soße = /so:se/ ]

Beispiel aus einer „Talkshow“:

„Ja gut, aber wir geben wieder ein Problem an den Staat, der mußn neues Gesetz machn in irgendeiner Form, irgendetwas verbiethn, damit Kids da nich mehr hinkommen  
...“

dann kann man zwar feststellen, dass diese im alltäglichen Sprechsprachgebrauch zwar deutlich überwiegen (bis 80-90 %), dass aber meist bei denselben Sprechern über längere Textstrecken mindestens gelegentlich beide Realisierungsformen nebeneinander verwendet werden. M.a.W.: der Gedanke der systematischen Konsequenz ist auch bei heutigen Sprechern des Deutschen zumindest im mündlichen Sprachgebrauch keine durchgängig geltende Maxime.

Dabei beziehen sich die feststellbaren Abweichungen von der Norm (bzw. von dem, was – ausweislich der kodifizierten Grammatiken – für diese gehalten wird) keineswegs nur auf Randbereiche der standardsprachlichen Norm (also diejenigen Verwendungsbereiche, in denen sie auf angrenzende, aber z.T. abweichende Regularitäten, z.B. dialektale und soziolektale, stößt), sondern betreffen durchaus den Kern der sprachlichen Basis der Schriftsprache (früher sagte man: Hochsprache) selbst. Dies zeigt etwa der Blick auf folgende Beispiele:

- (21) *Als nun die Wut nachließ des fressenden Feuers* (GOETHE: ACHILLEIS)
- (22) *Wege sind durch den Wald verborgene* (J.BOBROWSKI: NYMPHE)
- (23) *Dann begrub sie das anspielende, anwankende, türmende, übersteigende, überprasselnde Wasser, Gischt über sie wehend.* (A.DÖBLIN: BERGE, MEERE, GIGANTEN)
- (24) *Also iss schuld nicht etwa derjenige, ders gefahren hat, das Auto ...* (Aus einer „Talkshow“)

Die Belege (21) und (22) zeigen, wie weit gerade in literarischen Texten die stilistische Variation in der Syntax gehen kann (hier in der Wortstellung). Beleg (23) führt ungewöhnliche Wortbildungen auf, die nicht alle durch die gängigen grammatischen und lexikalischen Beschreibungen gedeckt sind. Beleg (24) zeigt, dass syntaktische Variationen auch in der mündlichen Alltagssprache geläufig sind. Natürlich sind grammatische Erklärungen für solche Variationen jederzeit möglich (etwa: „Ausklammerungen“ in (21) und (22), Verzicht auf die Satzklammer in (24)), jedoch fragt sich vor allem bei den als extrem empfundenen Abweichungen von den Standardregeln – etwa bei (22) – wie weit die Grenzen der Norm noch gezogen werden und werden können. (Man stelle sich etwa vor, eine Konstruktion wie in (22) würde z.B. im Deutschaufsatz eines Gymnasias-

ten der Klassenstufe 10 verwendet.) Das Nachdenken über solche Befunde und die durch sie angestoßene Problematik führt zum Beginn meiner normbezogenen Überlegungen zurück: Das für den Normbegriff und die präzise Bestimmung und Abgrenzung des Geltungsbereichs der Sprachnorm prekäre Verhältnis von Normfall („Regelfall“) und Abweichung, welches ein Grundproblem jeder Normbeschreibung und damit jeder grammatischen oder lexikologischen Regelformulierung bleibt.

(4) An die bisherigen Überlegungen lassen sich weitere zu anderen Aspekten der Normproblematik anfügen, die ich hier nicht ausführen kann, welche aber als Fazit zu folgenden Feststellungen berechtigt:

– Die standardsprachliche Sprachnorm erfasst stets nur *Teile* einer gegebenen Sprache (eines „Sprachsystems“); sie umfasst z.B. nicht bestimmte Teile der Phonetik, bestimmte Formen stilistischer Variation (oder Abweichung?) in der Syntax und wohl auch der Morphologie; sie erfasst kaum (oder nur zu geringen Teilen) den gesamten Bereich der Lexik (und der Semantik), wie sich z.B. leicht anhand der Tatsache zeigen lässt, dass es für bestimmte Dinge und Erscheinungen des Alltagslebens keine den gesamten Geltungsbereich der neuhochdeutschen Standardsprache abdeckende Lexeme gibt (Bsp.: *wischen / kehren / fegen, Boden / Bühne* usw.).

– Die Norm umfasst nur einen kleinen Ausschnitt der vielfältigen Erscheinungsformen des gegenwärtigen Deutsch (die man nicht alle als „Varietäten“ bezeichnen würde): Etwas größere Bereiche der mündlichen Alltagssprache und der Fach- und Berufssprachen (deren Spezifik sich weitgehend auf Lexik und Semantik beschränkt), und – in unterschiedlichem Ausmaß – jeweils kleinere Bereiche der sogenannten Regionalsprachen und Dialekte sowie der verschiedenen Formen von Soziolekten.

– Die Norm ist als *kodifizierte* Norm historisch bzw. diachron relativ starr, jedenfalls aber wenig flexibel; sie ist in einigen Teilen bereits zum Zeitpunkt ihrer Kodifikation (soweit eine solche überhaupt erfolgt) überholt vom ständigen Sprachwandel.

– Gegenüber der existierenden Norm einer Standardsprache (wie sie durch Normvermittlungsinstanzen – wie z.B. die Schule – weitergegeben wird) stellen die verfügbaren Kodifikationen (in Grammatiken, Wörterbüchern, Schullehrwerken) jeweils nur einen Ausschnitt dar. Die Gesamtheit der Norm(en) ist zu keinem Zeitpunkt vollständig in Kodifikationen (d.h. in expliziten Beschreibungen) zugänglich. Zudem widersprechen sich die verfügbaren Kodifikationen teilweise und ergeben kein einheitliches Bild.

– Die Sprachnorm (als Kern des Systems, der Grammatik einer Einzelsprache) ist nichts, was gegenüber der Sprachvariation neutral wäre. Die Frage der (möglichen und zulässigen) Sprachvariation berührt die Beschreibung der Norm (der Grammatik der Standardsprache) ständig, weil jedes Grammatikalitätsurteil (im weitesten Sinn) implizit zur Abgrenzung der Norm von anderen Varianten Stellung nimmt; der Status dieser Varianten wird spätestens dann zu einem gravierenden Problem der sprachwissenschaftlichen Beschreibung, wenn sie nicht eindeutig einer der verbleibenden Erscheinungsformen oder Varietäten der Gesamtsprache zugeordnet werden können.

– Die Sprachnorm (im Sinne der heutigen Grammatik des Standard-Deutsch) ist ein historisches Entwicklungsprodukt, welches durch Ausgrenzung einer Vielzahl von früher

gegebenen grammatischen Möglichkeiten entstanden ist. (Die ausgegrenzten Varianten bleiben aber – vom Sprachtypus her – mögliche Alternativen zur geltenden Norm und werden in einzelnen Varietäten z.T. auch noch eingesetzt bzw. können durch Sprachwandel prinzipiell wieder aktiviert werden.)

Sollten von manchen Lesern einige oder gar alle der bisherigen Überlegungen und Feststellungen als Selbstverständlichkeiten betrachtet werden, so möchte ich darauf hinweisen, dass ein größerer Teil der gegenwärtigen sprachwissenschaftlichen Forschungslandschaft keineswegs den Eindruck erweckt, als handele es sich dabei um Allgemeingut. (Dies gilt bis zum Begriff der Sprachnorm selbst, der – wie zu vermuten steht – an einigen Universitäten den Germanistikstudenten überhaupt nicht mehr vermittelt wird.)

### 3. Sprachnorm und Sprachvariation

Ich möchte nun – notgedrungen knapp – auf das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachvariation – hier vor allem im Zusammenhang mit den sog. Erscheinungsformen des Deutschen – eingehen, von denen einige als Varietäten einen ziemlich eigenständigen Charakter haben oder zumindest haben können, andere dagegen große Überschneidungen mit der Standard- bzw. Schriftsprache aufweisen. Man kann das Verhältnis der einzelnen Erscheinungsformen des heutigen Deutsch zueinander nach Ebenen der Variation zu gliedern versuchen und kommt dann etwa zu folgendem Überblick:

**Sprachliche Varietäten: Dimensionen und Wechselwirkungen**

Wechselwirkungen	Ebenen der Variation	„Varietäten“ nach üblichen Bezeichnungen
	<b>national</b>	Nationalsprache (nationale) Standardsprache „Gemeinsprache“ („Schriftsprache“)
	<b>regional</b>	Dialekte Regionalsprachen Stadtsprachen („Slangs“) („Umgangssprache“)
	<b>sozial</b>	Soziolekte (Dialekte) „Slangs“ Gruppensprachen Geheimsprachen Sondersprachen
	<b>funktional</b>	Fachsprachen Berufssprachen Wissenschaftssprachen Institutionensprachen Literatursprache
	<b>medial</b>	Schriftsprache gesprochene Sprache „Umgangssprache“
	<b>situativ</b>	„Hochsprache“/„Schriftsprache“/Standardsprache „Umgangssprache“/„Alltagssprache“ (Dialekte/Soziolekte)

Diese Übersicht gliedert die wichtigsten Erscheinungsformen bzw. Varietäten des Deutschen nach dem, was ich *Ebenen der Variation* nennen möchte (vgl. mittlere Spalte). In der linken Spalte sind nur einige (auch hier nur die m.E. wichtigsten) der Wechselwirkungen eingetragen, die zwischen den einzelnen Ebenen der Variation bestehen. Die rechte Spalte enthält übliche bzw. weiter verbreitete Bezeichnungen (sowohl wissen-

schaftliche, d.h. linguistische, als auch vorwissenschaftliche) für einzelne Varietäten, welche den einzelnen Ebenen zugeordnet werden. Mehrfachzuordnungen sind hier möglich, weil viele Varietäten Bezüge zu mehr als einer Variationsebene aufweisen. Dabei werden Bezeichnungen, die aus linguistischer Sicht problematisch sind, in Anführungszeichen gesetzt; in Klammern stehen diejenigen Bezeichnungen, deren zugehörige Varietäten auf der jeweiligen Variationsebene nur mit einem Nebeneintrag eingetragen sind (der aber eine wichtige Funktion der jeweiligen Varietät widerspiegeln kann), da sie hauptsächlich für eine andere Variationsebene stehen.

Aus der meinen Überlegungen zugrundeliegenden Sicht stellt die (übliche, vorwissenschaftlich häufig vorgenommene, aber auch in der Linguistik meist übernommene) Hypostasierung von Erscheinungsformen der Sprache zu sog. „Varietäten“ oder „-lekten“ (z.B. wenn von „dem hessischen Dialekt“, „der Jugendsprache“, „der Fachsprache der Linguistik“ usw. gesprochen wird) eine problematische Festschreibung dar. Sprachgebrauch wird von einer Vielzahl von Faktoren beeinflusst, und nur die wichtigsten lassen sich so klar isolieren und beschreiben, dass der Eindruck einer eigenständigen „Teilsprache“ (auch dies ein hochproblematischer Begriff) erweckt wird. Man sollte die hier gegebene Übersicht also nicht so missverstehen, als ließen sich die einzelnen Ebenen und die ihnen zugeordneten Erscheinungsformen sauber voneinander unterscheiden; sie soll nur darauf hinweisen, wie vielschichtig sich die Variationsproblematik beim Versuch eines Gesamtüberblicks darstellt.

Die Ebene der Nationalsprache ist als Ebene der Variation eigentlich eher Gegenstand der *vergleichenden* Sprachwissenschaft; sie ist hier nur der Vollständigkeit halber aufgeführt und deshalb, weil auf ihr (und d.h. außerhalb der anderen fünf Variationsebenen, die bezüglich des Konstrukts einer „Gesamtsprache“ sozusagen die „Binnenvariation“ darstellen) die nationale Standardsprache (im Sinne einer Einzelsprache) anzusiedeln ist, welche den Gegenpol für jeweils die anderen fünf Variationsdimensionen darstellt. Dies sollte aber nicht den Blick dafür verstellen, dass die Standardsprache (wie der oft synonym gebrauchte Ausdruck „Schriftsprache“ deutlich zeigt) selbst durch einzelne der fünf weiteren Charakteristika bestimmt ist: medial als Schriftsprache, funktional und situativ durch die Beschränkung ihrer Verwendung (oder von einzelnen ihrer Teile) auf bestimmte Zwecke und Verwendungssituationen, und wohl auch sozial, weil aus sozialisationsbedingten Gründen nicht alle Sprachbenutzer in gleichem Umfang über sie verfügen. Die Standardsprache steht somit einerseits innerhalb des Schemas der Binnenvariation; sie ist ihm aber auch gegenübergestellt, insofern sie den Gegenpol abgibt, demgegenüber die einzelnen Varietäten und/oder Erscheinungsformen als Varianten auftreten.

Versucht man, die gegebene Sprachnorm der Standardsprache auf dieses Variationschema zu beziehen, dann kommt man beispielsweise zu folgenden Gegenüberstellungen:

– *Medial* gesehen steht die Standardsprachnorm eher für die geschriebene Sprache, während die gesprochene Sprache eigene, teilweise abweichende Regularitäten aufweist, welche aber (v.a. im Kernbereich der Grammatik) noch kaum systematisch beschrieben sind. (Beispiele solcher Abweichungen haben wir oben bei den Beispielen unter (13) bis (20) gesehen, die Formen zeigen, welche so systematisch eingesetzt werden, dass nahezu von eigenen mündlichsprachlichen Regularitäten gesprochen werden kann: vor allem für

die Realisierungsformen *iss / nich* der standardsprachlichen Wörter *ist / nicht* finden sich durch Dutzende von Seiten transkribierter mündlicher Äußerungen aus sog. Talk-Shows nur so vereinzelt Belege für die standardsprachliche Variante (max. 10 %), dass sich die Frage stellt, mit welchem Recht eigentlich die weit überwiegend eingesetzten Varianten den meist fremdsprachigen Benutzern deutscher Wörterbücher vorenthalten werden. Neben den Elisionen sind die Wortzusammenziehungen derart verbreitet, dass sich auch hier fragt, wann der Zeitpunkt gekommen ist, an dem diese (wie z.T. im Französischen) in die Beschreibung der standardsprachlichen Norm aufgenommen werden müssen / sollen. (Wichtig ist hier, dass die Texte der Talkshows durchaus im Ganzen gesehen recht standardsprachlich formuliert sind, so dass die hervorgehobenen Einzelheiten keineswegs als z.B. regionalsprachlich motiviert betrachtet werden sollten.)

– Bezüglich der Ebene der *regionalen* Variation steht die Norm der Standardsprache als Variante mit überregionalem Geltungsbereich den regional beschränkten Varianten gegenüber. Auch in dieser Dimension ergeben sich keineswegs klare Abgrenzungen, wie der oben erwähnte Hinweis darauf gezeigt hat, dass es für viele alltägliche Sachbereiche überhaupt keine überregional verwendeten Ausdrucksformen (hier: Lexeme) gibt.

– In *funktionaler* Hinsicht steht die Standardsprache als – so zumindest die übliche Annahme oder Unterstellung – funktionsneutrale übergeordnete Sprachvariante den einzelnen, funktional begrenzten Erscheinungsformen gegenüber. Zu letzteren rechnet man v.a. die sog. Fach- und Berufssprachen sowie die Wissenschaftssprachen; aber warum rechnet man eigentlich nicht auch die Literatursprache zu den funktional spezifizierten Sprachvarianten? Dies würde nahe liegen, wenn man den Begriff „Funktion“ (als Kriterium der Abgrenzung) wirklich ernstnimmt.

– Etwas schwieriger ist das Verhältnis der Standardsprache zu den *sozial* bedingten Varianten zu bestimmen: Zwar können diese eindeutig als sozial spezifizierte (und d.h. vor allem: *sozial* – etwa hinsichtlich der Symptomfunktion für Zugehörigkeit der Sprecher zu bestimmten Gruppen/Schichten usw. – *markierte*) Ausdrucksweisen gekennzeichnet werden; der Umkehrschluss wäre jedoch problematisch, die Standardsprache als sozial unspezifisch im Sinne von „nicht-markiert“ aufzufassen. Die Orientierung des Sprachgebrauchs an der kodifizierten Norm der Standardsprache wird in vielen Situationen des alltäglichen Sprachverkehrs eindeutig als „situativ markiert“ wahrgenommen. Verstößt jemand krass oder beständig gegen die subtilen Regeln der situativen Sprachvariation (anders ausgedrückt: vergreift er sich durch beständiges Beharren auf der Standardsprache fortlaufend im „Register“), so wird dieses Sprachverhalten häufig (wenn nicht gar immer) von den meisten Kommunikationspartnern anderer sozialer Gruppen als „soziale Markierung“ des Sprechers wahrgenommen werden (also im symptomfunktionalen Sinn). Die Abgrenzung der sozialen Sprachvariation gegenüber der situativen ist dabei im Einzelfall häufig schwierig, weshalb nachdrücklich daran erinnert werden soll, dass es sich bei den Ebenen der Sprachvariation um *Dimensionen* oder *Aspekte* handelt, nicht jedoch um reinlich scheidbare definierende Merkmale (im Sinne der „hinreichenden Bedingungen“) für sog. „Varietäten“. Die meisten sog. Varietäten sind (die Übersicht zeigt es) auf mehreren Ebenen zugleich spezifiziert.

– Am schwierigsten zu bestimmen ist sicherlich die Ebene der *situativen* Sprachvariation. Auch hier steht den feststellbaren, situativ spezifischen bzw. markierten Erschei-

nungsformen des Deutschen (wie etwa der internen Umgangssprache der Fußball-Fans, der Rapper, oder der Professoren für germanistische Linguistik) keineswegs die Standardsprache als grundsätzlich „situativ unspezifisch“ bzw. „situativ unmarkiert“ gegenüber. Vielmehr wird auch hier für viele Situationen die Orientierung an der Norm der Standardsprache als unpassend gelten müssen, was auf die deutliche situative Markierung auch der Standardsprache verweist. (Wie schwer es ist, dieser situativen Markierung des Standardsprachegebrauchs zu entgehen, zeigt das Beispiel eines nicht-dialektal und allein oder nahezu ausschließlich standardsprachlich sozialisierten Sprechers (mit entsprechend kaum differenziertem situationsspezifischem Ausdrucksrepertoire), dessen Gebrauch der (schließlich einzigen ihm zur Verfügung stehenden) Varietät, nämlich der Standardsprache, ihm in der Situation eines gemütlichen Kneipenabends seitens einer mit situativ weitaus differenzierterem (dialektbasiertem) Ausdrucksrepertoire sozialisierten Gesprächspartnerin das von dieser reflexionslos eingesetzte Verdikt „arrogant“ (= ‘wer in dieser Situation Standard spricht, muss arrogant sein’) einbringt.) Ein Hauptproblem der Ansetzung einer situativen Dimension der Sprachvariation ist es, dass diese Dimension (wohl wegen des denkbar hohen Allgemeinheitsgrades des Ausdrucks „situativ“ bzw. „Situation“) in eigentümlicher Weise quer zu den vier anderen Aspekten der Binnenvariation einer Sprache zu liegen scheint. Man könnte, wenn man wollte, das Kriterium ‘situativ’ auf alle anderen Ebenen anwenden, weil auch die regional, funktional, sozial und medial bedingte Auswahl spezifischer Sprachmittel nach Kriterien oder Anlässen verteilt und geregelt ist, die man verschiedenen Situationen zuordnen könnte. Da es aber mit Begriffen wie „Umgangssprache“ oder „Alltagssprache“ verbreitete und weithin übliche Bezeichnungen für solche Erscheinungsformen des Deutschen gibt, die sich nicht auf eine der vier (oder mit der Standardsprache: fünf) anderen Dimensionen reduzieren lassen, scheint es sinnvoll zu sein, ein eigenes Kriterium „situativ“ anzusetzen. (Die Differenzierung der Erscheinungsformen der Sprache ist ohnehin so vielschichtig und subtil, dass es nicht möglich ist, sie – wenn überhaupt – in einem zweidimensionalen Schema wie dem hier gegebenen adäquat abzubilden.)

Das Verhältnis der Standardsprache zu den anderen Erscheinungsformen lässt sich schon deshalb nur schwer eindeutig bestimmen, weil es von großer wechselseitiger Überschneidung (etwa bei den Fachsprachen, wo häufig nur die Lexik spezifisch ist) bis zu sehr starker Differenz (etwa bei manchen Dialekten, aber auch bei Soziolekten wie z.B. bestimmten Gruppensprachen) reichen kann. Ich möchte deshalb kurz einen Blick auf einen Problembereich werfen, der sich durch folgende Beispiele schlagartig erhellt, welche einen Einblick in den Sprachgebrauch bestimmter Kreise der jugendlichen Musik-Szenen vermittelt. (Die fremdsprachlichen Teile sind jeweils durch Unterstreichungen gekennzeichnet.)

## 1. Nomina:

- |                         |                           |                               |                            |
|-------------------------|---------------------------|-------------------------------|----------------------------|
| (25) <u>Türchecks</u>   | (26) <u>Vertragsevent</u> | (27) <u>Riesenpool</u>        | (28) <u>Thanxliste</u>     |
| (29) <u>Backkatalog</u> | (30) <u>Majorvertrag</u>  | (31) <u>Crossoverversuche</u> | (32) <u>Endlosgegroove</u> |

## 2. Verben:

- |   |                           |   |                                |
|---|---------------------------|---|--------------------------------|
| (33) <u>abraven</u>                       | (34) <u>breakbeateten</u> | (35) <u>rüberviben</u>                  | (36) (es wird) <u>gecuttet</u> |
| (37) <u>touchen</u>                       | (38) <u>auschecken</u>    | (39) <u>DJen</u>                        | (40) (ich) <u>pushe</u>        |
| (41) (Momente, wo Musik) <u>ausspaced</u> |                           | (42) (etwas) <u>experienced</u> (haben) |                                |

## 3. Adjektive/ Adverbien:

- |                      |                                  |                             |                             |
|----------------------|----------------------------------|-----------------------------|-----------------------------|
| (43) <u>cleane</u>   | (44) (auf) <u>advancetem</u>     | (45) <u>gebootlegtes</u>    | (46) <u>gecancelt</u>       |
| (Spielart)           | (Level)                          | (cover)                     |                             |
| (47) <u>hochge-</u>  | (48) <u>noisiges</u> (Frühwerk)  | (49) <u>allamerikanisch</u> | (50) <u>auscheckenswert</u> |
| <u>pitch</u>         |                                  |                             |                             |
| (51) <u>around</u>   | (52) <u>dancefloorkompatibel</u> | (53) <u>frei-floatend</u>   | (54) <u>getimt</u>          |
| (sein)               |                                  |                             |                             |
| (55) <u>stonesig</u> | (56) <u>weirdeste</u> (Melodien) | (57) <u>wavige</u> (Klänge) |                             |

## 4. Phraseologismen:

- (58) die den Abend machten (aus engl. ‘to make the day/night’  
= „den Tag/Abend retten, zu seinem Gelingen beitragen“)
- (59) weit weit draußen sein (aus engl. ‘to be far out’ = „merkwürdig, verrückt sein“)
- (60) (sie) sind unten miteinander (aus engl. ‘to be down with somebody’  
= „sich mit jmd. verbunden fühlen / der Freund/Kumpel von jmd. sein“)
- (61) (die Platte ist) Gold gegangen (aus engl. ‘went gold’  
= „wurde so häufig verkauft, daß es eine ‘Goldene’ dafür gab“)

## 5. Sprachmischung im Satz:

- (62) The soundvorrat remains the same.
- (63) Straight outta dem verkabelten Brooklyn.

6. Beispiel zur Produktivität entlehnter Muster (hier: *all* +Adj., vgl. Bsp. (49)):

- (64) Der allschwarze Lochschrank schluckt denkvolle Schränke.

Schaut man sich die lexikalischen Belege aus dem Bereich der Nomina, Verben und Adjektive bzw. Adverbien an, besonders aber die Sprachmischungen im Satz in (62) und (63), dann drängt sich die Frage auf: Was berechtigt uns eigentlich, solche sprachlichen Daten als Varianten oder Erscheinungsformen *des Deutschen* zu bezeichnen? Handelt es sich hier nicht vielleicht eher um Varianten des (mittlerweile internationalen) *Englischen*?

Ich möchte die Belege hier aus Platzgründen nicht einzeln kommentieren; man kann aber feststellen, daß die Sprachmischung ein weites Spektrum abdeckt, welches vom Einbau einzelner entlehnter Lexeme oder Morpheme in einen sonst genuin deutschen Sprachkontext oder (bei den Phraseologismen) der vollständigen Eindeutschung einer ursprünglich englischen Redewendung bis hin zu einer Sprachmischung in bestimmten Sätzen reicht, in denen nur noch einzelne Elemente, die syntaktisch nicht immer tragend sind, dem Deutschen entnommen sind. (Immerhin sind Wörter wie *pushen*, *cutten*, *checken*, *timen*, *floaten*, *clean*, *pool* schon im Duden-Wörterbuch verzeichnet [allerdings häufig nicht in der hier gemeinten Bedeutung], im Gegensatz aber zu den sicher ebenso häufi-



gen Wörtern *canceln, touchen, event*, welche dort fehlen, während ein eher seltener gebrauchtes, dafür aber pressesprachliches *elder statesman* dort natürlich nicht fehlt.)

Nur um jedem eventuell auftretenden Sprach- oder Kulturpessimismus vorzubeugen kontrastiere ich die aktuellen Beispiele unter (25) bis (64) zum Vergleich mit einigen älteren Beispielen für Sprachmischungen im Deutschen – in (65) mit dem Lateinischen in frühneuhochdeutscher Zeit und in (66) mit dem Französischen am Ende des 18. Jahrhunderts; das Deutsche hat natürlich auch diese Einflüsse „überlebt“ (teilweise durch Aufsaugen, teilweise durch Abwehr), wenn man eine solche (hochproblematische) biologische Ausdrucksweise überhaupt verwenden will:

(65) Deutsch-lateinische Mischsprache (Rörers Nachschrift einer Lutherpredigt):

*quia unser herr Gott hat eam müssen anders machen ... quod scilicet in sua senectute, quae verdorret, quae non sol safft kriegen, non ut jungs meidlin, das thut sie, et est wunderzeichen, sed quod deus per eius leib thut. Er wunderzeichen, quod fit stum, et nato filio, das must auch lauther werden. ... Ista est prophetia, quod sol stimmen und setzen zeit futuri Messiae. ... quando meus filius gros et kan mans erbeit thun, fiet praedicator et talis, qui hard für dem herrn her ghe, ...*

[aus Stolt 1964, S. 261; zit. nach Hartweg/Wegera 1989, S. 89 f.]

(66) Deutsch-französische Mischsprache (Briefe Karl Freiherr von Steins, zit. nach von Polenz 1994, S. 71 f.):

*Peut être que Votre Excellence voudrait s'intéresser pour unseren verwaisten Bergbau und daß wir ...*

*Vous nous avez demandé ein paar gute und mit Führung eines tiefen Schrams bekannte Häuer ...*

*... et de faire alors un plan zu einer Oder Ufer und Teich Ordnung und zum Wasserbau selbst ...*

*J'ai lui donne l'habitude de se beherrschen und sich nicht ihren Empfindungen zu überlassen, da .*

*La santé de ma sœur est bien faible et abhängig von der Witterung.*

Dass solche Sprachmischungen heute nicht nur Sache relativ marginaler Sprachgebrauchsbereiche wie der jugendlichen Musikkultur – wie in (25) bis (63) – sind, sondern zunehmend die sog. Gemeinsprache beeinflussen, sollen die Beispiele (67) bis (73) zeigen, die dem sog. „Computer-Deutsch“ entnommen sind, wie es für heutige Publikumszeitschriften (wohl gemerkt: keine echten Fachzeitschriften) des Computersektors typisch ist:

(67) ... wird das Fenster *gescrollt*, erscheint der Text wieder ...

(68) Das stammt wohl noch aus Vier-*Bitters*-Zeiten

(69) Sie müssen ihn auf einem Laufwerk starten, das selbst *bootfähig* ist.

(70) ... wenn sich der DOS-Kommando-*Interpreter* auch im Hauptverzeichnis des Laufwerks befindet ...

(71) ... die Eingabe eines vollständigen Pfades plus abschließendem *Backslash* ...

(72) Deswegen kommt hier der *Find*-Befehl zum Einsatz

(73) **Gold Bug** Der komplexe Virus ist *multipartite* und *polymorph*. Er infiziert die aktuelle *Partition* der Festplatte und die *Bootsektoren* von Disketten. ... In Umlauf gebracht wurde er unter anderem mit der Datei TERFLX.ZIP, einem *Patch* für Terminate. Der Virus läßt sich in diesem Programm jedoch nicht finden. Wie bei Stoned-Monkey oder Neuroquila ist die infizierte *Festplattenpartition* nicht mehr zu erreichen, auch wenn von einer sauberen *Bootsdiskette* gestartet wird. Ungewöhnlich: Der Virus ist im oberen Speicherbereich *resident*. Es gibt sehr viele Varianten, da der *Quellcode* veröffentlicht wurde.

Wie schwierig es angesichts der Vielschichtigkeit, Flexibilität und Kreativität des täglichen Sprachgebrauchs ist, die einzelnen Erscheinungsformen oder Varietäten des Deutschen von einander abzugrenzen, soll das pfälzische Dialektgedicht unter (74) zeigen (zit. nach Pohl 1977, S. 338):

(74) **Ich Friehk**

*Wann ich am Kombjuder hock  
un als uff die Taschde klopp  
und de Bildschirm leichde dut  
fiehl ich mich so richdich gut*

*E Dabbelklick mit dere Maus  
uffm Eiken, un dodraus  
werd e Window uffgemach -  
ach iss dess e schäni Sach*

*Glicksrad drehe, Lemmings rette  
im Verlies e Schatz entdecke  
als mol uff de Golfplatz geh  
Spielerherz, was will sche meh*

*Awwer a ganz ernschde Sache  
kammer mimme Kompi mache  
wie als mol Gedichde schreiw  
orre es Finanzamt leime*

*In de Mählbox find mer oft  
schänes Zeich des gaa nix koscht  
awwer Achdung vor de Vire  
die gärn uff die Platt spaziere*

*Die nei Version von OS zwää  
saan all, die wehr werklisch schää  
geschtern hann ich se kopiert  
un jetzt werd se inschtalliert*

*Moi liewer Mann, is des e Brocke,  
seit sechs Stunn du ich shunn do  
hocke  
un mach do rumm - es laaft jo ganix  
moj Auje sinn schunn ganz quadra-  
tisch*

*Ebbes kännt ich noch probiere:  
denne Treiber druffkopiere  
glei e Riesett - des geht a net  
ich gäbbs uff un geh ins Bett  
Gudd Nacht!*

Man kann aus diesem Text ersehen, dass ein Dialekt, der als Umgangssprache lebendig bleiben will, sich weder fremdsprachlichen noch fachsprachlichen noch soziolektalen (sog. „Computer Slang“) Einflüssen verschließen darf (ähnlich wie ja auch das Latein des Vatikan ständig um neue Lexeme erweitert werden muss).

Auf zwei Aspekte möchte ich zum Abschluss dieses Teils meiner Überlegungen noch aufmerksam machen:

Es gibt Erscheinungsformen des heutigen Deutsch, die Gegenstand umfangreicher sprachwissenschaftlicher Forschungen sind, und bei denen es dennoch schwer fällt, sie als eigene Varianten oder gar Varietäten des Gegenwartsdeutsch aufzufassen. Dies gilt v.a. für den sog. „öffentlichen Sprachgebrauch“. Geht man davon aus, dass der öffentli-



che Sprachgebrauch sich in der heutigen medialen Situation trotz seiner starken Anlehnung an die schriftsprachlich dominierte Standardsprache weit überwiegend im Medium der *Mündlichkeit* vollzieht (im Fernsehen und Rundfunk), dann muss man daraus schließen, daß die öffentliche Sprache in zunehmend stärker werdendem Maße von den Regularitäten der mündlichen Umgangssprache geprägt wird, welche deutliche Abweichungen von der schriftorientierten kodifizierten Standardsprache aufweist. Als Beispiel dafür sei auf den Sprachstil der nicht professionellen Teilnehmer in sog. Talkshows des Fernsehens verwiesen, der trotz großer Nähe zur Standardsprache auch deutliche Abweichungen von der schriftsprachlichen Norm aufweist. Solchen Einflüssen wird sich die Standardsprache auf längere Sicht nicht verschließen können, so dass man die Prognose wagen darf, daß die künftige deutsche Standardsprache (auch in der schriftlichen Realisationsform) sehr viel stärker durch die bisher rein mündlichen Realisationsformen geprägt sein wird. (Belege für diese Tendenzen kann man jetzt schon beinahe jeder zweiten germanistischen Seminararbeit entnehmen.) Diese Entwicklungstendenzen des Deutschen werden es in Zukunft notwendig machen, die Regularitäten des mündlichen Sprachgebrauchs sehr viel stärker in die sprachwissenschaftliche Beschreibung mit einzubeziehen, als es heute der Fall ist. Dies gilt durchaus auch für Regularitäten aus dem Kernbereich des Sprachsystems, beispielsweise aus Syntax oder Morphologie. M.a.W.: Die (eine) Grammatik des gesprochenen Deutsch muss erst geschrieben werden, sie existiert zur Zeit nicht.

Zur Illustration der Problematik möchte ich auf folgende Beispiele verweisen, die im unterschiedlichen Grade Probleme bei der grammatischen Beschreibung aufwerfen können (jedenfalls, wenn man die neueste Duden-Grammatik als Maßstab nimmt, zu der vielleicht ein Ausländer greifen würde, der bestimmte Konstruktionen des Deutschen, denen er begegnet ist, verstehen oder erlernen möchte):

- (75) *Winnie trompetete \_ laut, dass es von den Felswänden zurückhallte.* (schrftl.)  
 (76) *Ich muss dann sämtliche Sportvereine, Feuerwehren, alles was da iss, auch verbieten, weil da gibts auch Alkohol.* (mdl.)  
 (77) *... und das find ich was sehr Positives.* (mdl.)  
 (78) *Das ist also sehr wichtig, dass es auch solche Sachen gibt, wo man dann eben weiß, ich kann da erstmal rein ohne mich total zu überwinden.* (mdl.)

Beispiel (75) würde ich nach meiner persönlichen Sprach-Intuition nicht als standard-sprachlich bewerten; nach der Duden-Grammatik (§ 1326) wäre eine solche Konstruktion aber möglich, weil danach in einem Gefüge mit Konsekutivsatz das *so* im Hauptsatz (das hier als stellvertretendes Glied im Hauptsatz fungiert, an das der Nebensatz angeschlossen wird) auch weggelassen werden kann. Allerdings verzeichnet die Duden-Grammatik nur Fälle, bei denen das *so* vor einem *prädikativen* Adjektiv weggelassen ist, und nicht, wie hier in Beispiel (75), vor einem Adverb. Liegt hier also eine Abweichung von der im Duden kodifizierten standardsprachlichen syntaktischen Regel vor, oder ist der Satz noch regelgemäß? Diese Frage zeigt, dass die Bestimmung der Grenzen der Norm im Einzelfall durchaus schwierig sein kann, weil es an eindeutigen Kriterien der Grenzziehung fehlt.

Schon etwas stärker in den Bereich des üblicherweise als Normabweichung Klassifizierten führt uns Beispielsatz (76). Diese Konstruktion des schon häufig beschriebenen sog.

„epistemischen *weil*“ (das hier freilich nichts Epistemisches an sich hat) ist mittlerweile im mündlichen Sprachgebrauch so allgegenwärtig, dass man hier eindeutig vom Fall eines zunehmenden Sprachwandels ausgehen muss, der über kurz oder lang wahrscheinlich auch in der Schriftsprache dazu führen wird, dass die bislang noch geltenden kodifizierten Regeln für die Wortstellung im konjunkional eingeleiteten subordinierten Nebensatz zumindest so verändert werden, dass auch diese Stellungsvariante akzeptierter Teil der standardsprachlichen Norm wird.

Etwas schwieriger ist die Beurteilung der Beispielsätze (77) und (78). Beispiel (77) ist ebenfalls mittlerweile im mündlichen Sprachgebrauch weit verbreitet und kann mit den Duden-Regeln erklärt werden, obwohl sich die Konstruktion hart am Rande des schriftsprachlich Akzeptablen zu bewegen scheint. Das hier markierte Pronomen *was* (als Kurzform des Indefinitpronomens *etwas*) wird in der Duden-Grammatik (§ 579) in dieser Position als „Attribut zum Substantiv“ gedeutet. Dies lässt aber seine genaue syntaktische Position immer noch unklar. Im vorliegenden Teilsatz ist das direkte Objekt des Verbs *finden* mit dem Demonstrativpronomen *das* bezeichnet. *finden* erfordert aber in dieser Bedeutung (als Verbum sentiendi) zwingend eine zweite Ergänzung, die normalerweise als prädikatives Adjektiv („... *das find ich sehr positiv*“) realisiert wird. Im vorliegenden Fall ist die Ergänzung aber (wohl einer verbreiteten Nominalisierungstendenz des heutigen Deutsch folgend) *nominal* besetzt, was insgesamt zu einer (bezüglich der Schriftsprachnorm) problematischen Konstruktion führt, obwohl diese mit Duden-Grammatik (§ 1084) als dem „Gleichsetzungsakkusativ“ ähnlich (und damit noch durch die Regeln der Standardsprache gedeckt) gedeutet werden könnte.

Die Beispiele (75) und (77) scheinen also – zumindest für ein empfindliches, standardsprachlich strikt normatives Auge – zunächst normabweichend zu sein, lassen sich aber mit einigen Kautelen noch durch in der Duden-Grammatik kodifizierte Regeln begründen bzw. ableiten, auch wenn diese Regeln dabei etwas strapaziert werden. Das Problem liegt hier also in Folgendem (und das sagt Einiges über den problematischen Begriff der Sprachnorm aus): nämlich, dass eine extensive Anwendung von im Einzelnen normgerechten (und damit ‘grammatischen’) Regeln in der Kombination insgesamt zu einem Ergebnis führen kann, das an den Grenzen der (auf die Norm der Schriftsprache bezogenen) Akzeptabilität zu liegen scheint. Ich deute dieses Phänomen als Hinweis darauf, daß der Begriff „*Norm*“ (jedenfalls dann, wenn er zur Ausgrenzung solcher Beispiele aus dem Bereich des Akzeptablen benutzt wird) häufig eher im Sinne einer „ästhetischen Norm“ aufgefasst werden müsste.

Recht komplex ist schließlich das Problem bei Beispielsatz (78), bei dem sich die Frage stellt, ob die grammatische Struktur dieser ebenfalls im mündlichen Sprachgebrauch sehr verbreiteten Konstruktion überhaupt noch von den Regeln der normativen Grammatiken (also des Duden und anderer) erfasst wird. Am naheliegendsten wäre zunächst eine Einstufung des mit *wo* eingeleiteten Nebensatzes als Relativsatz. Dieser Nebensatz-Typ ist aber laut Duden-Grammatik (§ 1995) definiert als „Verbindung von Hauptsatz und Nebensatz durch eine gemeinsame Stelle“. Wo ist nun diese erforderliche ‘gemeinsame Stelle’ im vorliegenden Beispiel zu finden? Am ehesten käme die Nominalgruppe *solche Sachen* in Frage, auf die sich der *wo*-Satz semantisch bezieht. Dazu führt aber die Duden-Grammatik (§ 1290) aus: „Der Bezug von *wo* auf Substantive, die nicht Ort oder

Zeit bezeichnen, gilt hochsprachlich als nicht korrekt. Also nicht: *Das Geld, wo auf der Bank liegt.*“ Das vorliegende Beispiel wird von den Duden-Regeln aber nicht erfasst. Auch wenn man möglicherweise für die Nominalgruppe *solche Sachen* aus dem Kontext einen Orts- oder Zeitbezug semantisch konstruieren könnte (es geht um einen Diskothekenbesuch) bleibt das Problem, dass das Bezugssubstantiv (bzw. die Nominalgruppe) im Hauptsatz keine *syntaktische* Position im Nebensatz hat. D.h.: Die Prädikationen von Hauptsatz und Nebensatz sind syntaktisch unabhängig (nicht aber semantisch!). Man könnte das *wo* natürlich als Ersetzung für *bei denen* lesen, dann würde die Mitteilung der Duden-Grammatik zutreffen, wonach in der Gegenwartssprache die Relativpartikeln zunehmend durch Relativpronomen in Verbindung mit einer Präposition verdrängt werden. Dann bliebe aber immer noch die Frage, welche Satzgliedstelle das *bei denen* im Nebensatz vertritt. Es könnte sich evtl. um eine adverbiale Bestimmung handeln etwa der Art: „*Man weiß bei [solchen Sachen] ...*“ Die Beschreibungen der adverbialen Bestimmungen in der Duden-Grammatik (§ 1113) erfassen allerdings diesen Fall (Präpositionalgruppe mit der Präposition *bei* als Adverbiale) *nicht*. Man müsste also zumindest die Beschreibung der Adverbiale erweitern. (Würde man syntaktisch mit der Figur einer solchen Ersetzung eines gedachten *bei denen* durch das tatsächlich ausgesprochene *wo* arbeiten, dann müsste man mit einem Modell von „Transformationen“ arbeiten, welches die sehr problematische Annahme einer „Tiefenstruktur“ voraussetzen würde, deren Status völlig ungeklärt wäre.)

Die Beispielsätze (75) bis (78) und der Versuch ihrer an den kodifizierten Regeln der Standardsprache orientierten grammatischen Erklärung zeigen deutlich die Grenzen auf, an die der Gedanke einer einheitlichen, zusammenhängenden, konsistenten und trennscharfen Sprachnorm der Standardsprache stößt. Sicherlich kann jedes sprachliche Vorkommen durch Bezugnahme auf *irgendeine* grammatische Regelformulierung erklärt werden, darum soll es in unserem Zusammenhang auch gar nicht gehen. Es ging mir vielmehr darum, aufzuzeigen, auf welche praktischen Probleme der Versuch stößt, mit den verfügbaren Kodifikationen der grammatischen Regeln der Standardsprache (hier prototypisch an der Duden-Grammatik exemplifiziert) konkrete Sprachvorkommnisse zu beschreiben und die Frage zu entscheiden, ob diese Vorkommnisse der Varietät der neuhochdeutschen Standardsprache zuzuordnen sind oder nicht. Dass solche Fragen und der Versuch ihrer Beantwortung keine bloßen Glasperlenspielerien sind, kann man sich klar machen, wenn man sich z.B. in die Lage eines ausländischen Sprachlerner oder Sprachlehrers versetzt, welcher sich vorgenommen hat, eine differenzierte Kompetenz für die Unterscheidung heutiger Varietäten des Deutschen zu erwerben oder didaktisch zu vermitteln.

#### 4. Sprachnorm und Sprachwandel

Auf das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachwandel bin ich im Verlauf der bisherigen Überlegungen an verschiedenen Stellen schon eingegangen. Dieses Verhältnis ist in der Literatur recht gut erforscht; ich beschränke mich daher im vorliegenden Kontext – über das schon Ausgeführte hinaus – auf einige wenige Bemerkungen:

– Die Sprachnorm des Standarddeutsch ist einem beständigen Wandel unterworfen, mit dem ihre Kodifikation bzw. Beschreibung in Grammatiken, Lehrwerken, Wörterbüchern

nur schwer Schritt halten kann. Man könnte bei vielen sprachlichen Detailphänomenen den Eindruck haben, dass viele Regelformulierungen und Falldarstellungen in Grammatiken und anderen Werken sich stärker auf überlieferte sprachliche Traditionen beziehen, wie sie heute überwiegend nur noch rezeptiv, bei der Lektüre von Texten aus älteren Stufen des Deutschen im Sprachleben eine Rolle spielen, und sehr viel weniger aktuelle Entwicklungen des Sprachgebrauchs erfassen, die zwar allgegenwärtig sind, aber gegenüber den existierenden Regelbeschreibungen deutliche Veränderungen bzw. Neuerungen darstellen.

– Der Begriff des Sprachwandels darf in diesem Zusammenhang nicht absolut verstanden werden, es handelt sich vielmehr (meist) um einen *relativen* Begriff. Das heißt: Wenn von einer „neuen“ sprachlichen Erscheinung die Rede ist (z.B. von einer neuen Stellungsregel in einem subordinierten Nebensatz, von einem neuen Anschlußmittel für bestimmte Nebensatz-Typen usw.), so ist damit i.d.R. nicht gemeint, dass diese Erscheinung zum ersten Mal im Deutschen überhaupt auftritt. Sehr häufig handelt es sich dabei nur um Verschiebungen im Varietätenspektrum: D.h. ein bestimmtes sprachliches Mittel, das zuvor nur in einer einzelnen Erscheinungsform des Deutschen verbreitet war, wird nun auch in einer anderen Erscheinungsform, in der es bislang nicht üblich war, übernommen. Z.B. wird ein zuvor als rein mündlich-umgangssprachlich markiertes Mittel in die Schriftsprache übernommen und kann dort in den Regelungsbereich der Standardsprachnorm aufrücken.

– In diesem Kontext scheint es mir sinnvoll zu sein, als *Erscheinungsformen des Deutschen* durchaus auch ältere Sprachstufen des Deutschen zu bezeichnen. (Als in diesem Sinne ‘ältere Sprachstufe’ zähle ich in diesem Zusammenhang z.B. auch die Sprache des 19. Jahrhunderts oder auch schon der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, da sie auch im Bereich der normnahen Schriftsprache deutliche Unterschiede zum heutigen Sprachgebrauch aufweisen.)

– Man kann nun bezüglich der sog. sprachlichen „Neuerungen“ feststellen, dass es z.B. im Bereich der historischen Syntax kaum eine Wortstellungsvariante gibt, die nicht schon irgendwann einmal im Verlauf der Sprachgeschichte zum üblichen Bestand des Deutschen gehört hätte. Tritt nun eine solche Variante beispielsweise im schriftlichen Sprachgebrauch oder auch in einer anderen Varietät erneut auf, so könnte man dies (soweit es sich - was dann zunächst zu prüfen wäre – nicht einfach um einen Wechsel innerhalb des synchronen Varietätenspektrums handelt) als eine Wiederbelebung älterer, eine zeitlang nicht gebräuchlich gewesener Ausdrucksformen bezeichnen. Echte „Neuerungen“ bestehen häufig oder überwiegend aus Übernahmen aus einer der benachbarten Fremdsprachen, mit denen das Deutsche in Kontakt bzw. Austausch steht; (aber auch hier wäre zu prüfen, ob es – soweit es sich nicht nur um lexikalisches Material handelt – für eine bestimmte Ausdrucksform nicht bereits Parallelen in anderen Varietäten oder älteren Sprachstufen des Deutschen gibt).

– Die Sprachnorm (der Standard- oder Schriftsprache) ist also dem Sprachwandel gegenüber keineswegs resistent, sie stellt aber (misst man sie an der Vielfalt der sprachlichen Erscheinungsformen) eine starke Einschränkung gegenüber den in einer Sprach-

gemeinschaft wie der deutschen (bzw. deutschsprachigen) insgesamt verfügbaren sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten bzw. Regularitäten dar.

– Es wandelt sich allerdings nicht nur die Sprachnorm (hier verstanden als ein mehr oder weniger kodifiziertes Regelgebilde) selbst, mit ihr wandeln sich vermutlich (oder sogar ziemlich sicher) auch die ihr zugrundeliegenden Einstellungen gegenüber der Notwendigkeit oder Striktheit einer standardsprachlichen Norm, die von P. v. Polenz so genannten „sprachideologischen Grundhaltungen“. Deren Wandel könnte dazu führen, dass es auf längere Sicht zu einer zunehmenden Aufweichung der „Strenge“ der Standardsprachnorm kommt, z.B. zu einem stärkeren Zulassen von Varianten (wie man schon bei der jüngsten Rechtschreibreform beobachten kann) und auch von Überschneidungen zwischen den einzelnen Varietäten. Solche Überschneidungen kann man schon heute beim fließenden Übergang von den Fach- und Wissenschaftssprachen zur Gemeinsprache beobachten (was dort lediglich deshalb nicht weiter auffällt, weil sich die Unterschiede dort vorwiegend auf den normativ kaum oder weniger geregelten Bereich der Lexik beziehen). Sie werden vermutlich aber auch bei anderen Übergängen zwischen Varietäten (etwa zwischen Schriftsprache und mündlicher Umgangssprache) deutlich zunehmen, und dort möglicherweise auch solche Sprachphänomene erfassen, die stärker von normativen Regelungen erfasst sind als die Lexik. (Vgl. dazu etwa die Tendenzen in der Wortbildung, wie das Entstehen neuer Suffixe oder Suffixoide wie „o“ in *Normalo*, *Realo*, *Anarcho* usw.).

## 5. Sprachnorm, Sprachvariation, Sprachwandel

Ich beende meine Überlegungen zum Zusammenhang und zum Wechselverhältnis von Sprachnorm, Sprachvariation und Sprachwandel an dieser Stelle und möchte abschließend nur noch folgendes hinzufügen:

Auch wenn man davon ausgehen kann, dass die in dieser Abhandlung angeschnittenen Fragen ihren Schwerpunkt in der sprachwissenschaftlichen Forschung sicherlich eher in den siebziger und achtziger als in den jüngst vergangenen Jahren hatten, halte ich solche Fragen und Überlegungen wie die von mir dazu angestellten keineswegs für erledigt. Sie stellen vielmehr ein Kernproblem jeder sprachwissenschaftlichen Deskription und Theoriebildung dar, und zwar für alle drei Hauptgebiete der Sprachwissenschaft: nämlich die systematische synchrone Sprachwissenschaft, die Variationsforschung und die historische bzw. diachrone Sprachwissenschaft.

Nach einer langen Periode des Schwerpunktes sprachwissenschaftlicher Forschungen auf dem Gebiet der systematischen synchronen Beschreibung auf der Basis der schriftlichen Norm der Standardsprache im gesamten 20. Jahrhundert (mitsamt ihrer Idealisierung und Hypostasierung „des Sprachsystems“) einerseits, und nach intensiver Beschäftigung mit soziolinguistischen im engeren, variationslinguistischen Einzelforschungen im weiteren Sinne seit den 70er und 80er Jahren, wäre es an der Zeit, diese in der Sprachwissenschaft bisher relativ unverbunden nebeneinander herlaufenden Arbeitsschwerpunkte (bzw. Forschungsbereiche) wieder zusammenzuführen und in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit (d.h. aber auch: unter Einbezug der Ergebnisse der historischen Sprachforschung) empirisch wie theoretisch aufeinander zu beziehen.

## Literatur

- Busse, Dietrich (1997): Sprachstil - Sprachnorm - Sprachgebrauch. Zu einem prekären Verhältnis. In: Fix, Ulla/Lerchner, Gotthard (Hg.): Stil und Stilwandel. Frankfurt am Main/Bern/Nancy/New York. S. 63-81.
- Coseriu, Eugenio (1970): System, Norm, Rede. In: Ders.: Sprache - Strukturen und Funktionen. Tübingen. S. 193-212.
- Duden: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 5. Auflage. (Duden Band 4). Mannheim 1995.
- Hartweg, Frédéric/Wegera, Klaus-Peter (1989): Frühneuhochdeutsch. Tübingen.
- von Polenz, Peter (1991): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band 1. Berlin/New York.
- von Polenz, Peter (1994): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band 2. Berlin/New York.
- Pohl, Inge (1997): Textsemantisierung: Inferenzen über Inferenzen. In: Dies. (Hg.): Methodologische Aspekte der Semantikforschung. Frankfurt am Main. S. 337-364.

Prof. Dr. Dietrich Busse  
Germanistisches Seminar  
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf  
Universitätsstr. 1  
D-40225 Düsseldorf  
e-mail: d.busse@uni-duesseldorf.de